

Julius Kardinal Döpfner

Das Vatikanum II und die Würzburger Synode

Dr. Walter Bayerlein

12.06.2013

Fürstenrieder Schloßgespräche

I. Das II. Vatikanische Konzil

Das II. Vatikanische Konzil und die Rolle von Kardinal Döpfner auf dieser Kirchenversammlung habe ich damals mehr aus der Ferne erlebt. Ich hatte damals schon viele Jahre ehrenamtlich in München als „Stadtkreisführer München Nordost“ in der katholischen Jugend gearbeitet. Während des Eucharistischen Weltkongresses 1960 in München war ich Mitglied der Stadtführung BDKJ. Die Kirche erschien mir damals zu starr und unnahbar in vielen Fragen, die den Jugendlichen wichtig waren.

Natürlich hatte ich von der Einberufung eines Konzils gehört. Ich hatte damit aber wenig Hoffnung verbunden. Ich erwartete vielmehr neue strikte Einschärfungen längst problematisch gewordener vatikanischer Positionen.

Und dann erfuhr ich durch die Rundfunkkommentare des unvergessenen P. Mario von Galli mit seinem anheimelnden Schweizer Dialekt die Überraschung: In der ersten Sitzung gab es aufmüpfige Kardinäle, darunter auch führend unser Münchner Kardinal Julius Döpfner. Die von der Kurie erstellten Listen der Kommissionsmitglieder, die en bloc in der ersten Sitzung abgeseget werden sollten, wurden nicht alsbald beschlossen, sondern vertagt, damit die Bischöfe sich zuvor in Sprachzirkeln näher kennenlernen konnten. Kuriale Vorlagen wurden nicht akzeptiert, das Konzil entwickelte Selbstbewusstsein.

Es gab Unheilspropheten, aber sie gerieten in die Minderheit. Und Papst Johannes XXIII. hielt sich klug zurück. Den aufregenden Neuigkeitswert solcher Nachrichten kann man aus heutiger Sicht kaum noch nachvollziehen. Unbeweglich Scheinendes begann sich zu bewegen. Die betonierte Negativsicht auf die böse Welt und die von Gott abgewandten Mitmenschen verwandelte sich zur zwar kritischen aber grundsätzlich positiv gesehenen Zeitgenossenschaft mit allen Menschen überall auf der Welt.

Plötzlich war von den Christen anderer Konfessionen als „getrennten Brüdern“ die Rede. Das Wort von der Freiheit klang nicht mehr beängstigend, sondern ermutigend.

Die sachlichen Kommentare von P. Mario von Galli wurden mir bald zur wichtigen Informationsquelle.

Ein überzeugter Christ war ich schon damals. Aber mit meiner Kirche hatte ich immer wieder Schwierigkeiten gehabt. Nun begann ich, auf meine Kirche richtig stolz zu sein.

Was während meiner Zeit der aktiven Jugendarbeit charismatisch begabte, glaubwürdige Jugendseelsorger, in unserem Bistum damals Kurat Alfons Wimmer und Kurat Richard Lipold – oft genug unter den argwöhnischen Augen ihrer Obrigkeit – vertreten hatten, nämlich die Freiheit des Christen, die Bedeutung des eigenen Gewissens, zeitgemäße Formen der Beteiligung an der Liturgie, die eigenständige Lektüre und Betrachtung der Bibel, all das war plötzlich in Rom unter den versammelten Bischöfen der ganzen Welt gewissermaßen salonfähig geworden.

Dazu hat Kardinal Döpfner nicht nur durch seine Rolle als einer der 4 Moderatoren im 2. Abschnitt beigetragen, deren gestraffte, klarer strukturierte Ordnung weitgehend auf ihn zurückgeht, den Papst Paul VI. um einen entsprechenden Entwurf gebeten hatte. Sondern vor allem hat er durch inhaltliche Impulse und seine persönliche Autorität in Kommissionen und Sprachzirkeln Entscheidendes durchgesetzt..

Wie sehr Kardinal Döpfner das II. Vatikanische Konzil geprägt hat, ist mir erst später wirklich klar geworden. Im Fußballsport würde man ihn heute als „Führungsspieler“ oder „herausragenden zuverlässigen Leistungsträger“ einer Mannschaft bezeichnen. Er war Vorbereiter, kritischer und standfester Teilnehmer und kraftvoll kluger Gestalter dieser Zusammenkunft der Bischöfe der Weltkirche, deren Beschlüsse bis heute in unserer Kirche wirksam sind, wenn auch in der täglichen Praxis oft noch zu wenig spürbar.

Er hat dort seine Erfahrung aus Würzburg, Berlin und München eingebracht, drei Bistümer ganz unterschiedlicher Prägung. Würzburg, durch und durch katholisch geprägt, unmittelbar nach dem Krieg, die Stadt zerstört, die Menschen in innerer und äußerer Not. Berühmt wurde

sein Wort: „Wohnbau ist Dombau“. Dann Berlin, ihm nach seiner Herkunft als Großstadt und Weltstadt zunächst eine gewiss fremde Umgebung. Freilich hatte er auch die pulsierende Großstadt Rom kennengelernt, aber aus der Sicht des Studenten, nicht aus der Sicht eines verantwortlichen Bischofs wie in Berlin: Die Katholiken als Minderheit in einer weithin säkularisierten Stadt, auch im übrigen Bistum viel Diaspora. Und eine geteilte Stadt. Bald durfte er den Ostteil seines Bistums nicht mehr betreten. Durch das Erlebnis eines Gegenentwurfs zu Freiheit, Demokratie und Rechtsstaat in Ostberlin und der DDR wurden die christlich fundierten Grundrechte des Grundgesetzes für ihn zu einem hohen Wert und alle Annäherungen an totale Weltdeutungen ein Gräuel. Ich glaube, dass ihn vor allem diese Berliner Zeit zu einem Vertreter der Freiheit auch in unserer Kirche gemacht hat, zu einem Freund offenen Dialogs und freier Rede. Er suchte den engen Kontakt zu den Menschen und litt daher sehr unter dem Verbot, den Ostteil seiner Diözese zu betreten. Eine seiner Kreuzeserfahrungen, von denen hier Dr. Hartl so eindrucksvoll berichtet hat. Zuletzt hat Kardinal Döpfner Berlin – wie er oft gesagt hat – nur sehr ungerne und nur aus Gehorsam gegenüber dem Papst verlassen. Und dann München, eine katholisch geprägte Großstadt mit einem großen Umfeld, mit einer katholisch geprägten Kultur - und ungewöhnlich selbstbewussten Priestern und nicht minder selbstbewussten Laien und Universitätsprofessoren.

Außerdem war Döpfner mit den vorkonziliaren Bewegungen vertraut, der liturgischen, der ökumenischen, der Laienbewegung (in Bayern gab es sehr aktive Diözesanausschüsse der Katholischen Aktion und Pfarrausschüsse in vielen Pfarreien – ich gehörte selbst dazu).

All das formte seine grundlegenden Vorstellungen und Einsichten von einer lebensnahen und menschnahen Kirche in den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen. Nicht ohne Grund sprach er als Einleitung oder Schluss gerne: „In dieser Stunde der Kirche ...“

Mit dieser vielfältigen Erfahrung im Gepäck fuhr er nach Rom, überzeugt, dass die Kirche sich um Gottes und der Menschen wegen erneuern müsse.

In der Ausstellung 2012 in München war ein dafür bezeichnender Vorgang dokumentiert:

Kardinal Juius Döpfner forderte, wie eine handschriftlichen Einfügung in den Entwurfstext zeigt, den ursprünglichen Titel der Kirchenkonstitution „De ecclesia militans“ (Über die streitende Kirche) in „De ecclesia peregrinans“ (Über die pilgernde Kirche“) zu verändern. Nicht ohne seinen Einfluss ist daraus dann der Titel „Lumen gentium“ geworden (Das Licht der Völker). Damit war im Text zunächst die Kirche gemeint. Bis zur Schlussabstimmung ist dann daraus die Erkenntnis gewachsen, dass Christus das Licht der Völker ist. Was für ein Weg des Konzils, in einem Text über sich selbst auf die Völker (d.h. die Welt) zu schauen und zu allererst auf den Herrn in dieser Welt. Was für eine Zukunftsperspektive, den Glauben christozentrisch und nicht kirchenzentrisch zu erneuern, die Kirche als das pilgernde Gottesvolk in dieser Zeit zu verstehen. Darin sehe ich eine Zeitenwende unserer Kirche, hinter die nichts zurückführen darf.

So entstand die zentrale Botschaft des Konzils, dass die Kirche das pilgernde Volk Gottes in dieser Welt ist. Von diesem Begriff ist sehr viel Motivation insbesondere für Laien (d.h. nicht geweihte Glieder der Kirche) ausgegangen, sich in den Gemeinden und in ihrem persönlichen Umfeld als mündige Christen zu engagieren.

Kardinal Döpfner trat im Konzil immer wieder für eine neue Sicht auf die Laien in der Kirche und in der Welt ein, nach der sie nicht mehr der „verlängerte Arm“ des bischöflichen Amtes sind, sondern „vom Herrn selbst berufen“ zum Dienst in Kirche und Welt (LUMEN GENTIUM Nr: 1). Auch hier war seine Erfahrung in mehreren deutschen Bistümern bestimmt mitursächlich. Hatte sich doch in Deutschland das Laienapostolat seit 1848 eigenständig, selbstbewusst und doch ohne antiklerikalen Affekt entwickelt – anders als in vielen anderen Ländern.

Näheren persönlichen Kontakt mit Kardinal Döpfner hatte ich dann erst nach dem Konzil 1968, als die Laienräte im Anschluss an die Konzilsbeschlüsse eingerichtet wurden und ich in den ersten Diözesanrat der Katholiken in München-Freising gewählt worden war (dessen Vorstand ich dann ununterbrochen bis 2003 angehört habe). Es war außerordentlich beeindruckend, dass er trotz aller sonstigen Aufgaben bei nahezu allen Vollversammlungen persönlich anwesend war, intensiv zuhörte und sich dabei in einem Schulheft Notizen machte.

Er ließ es sich nicht nehmen, in seinen Predigten beim Gottesdienst zu uns aus dem tiefen Grund unseres gemeinsamen Glaubens motivierend und fordernd zu sprechen, nie von oben herab. Mehr an Wertschätzung der Laien ist kaum denkbar.

Aber nicht nur das Konzil wurde von Kardinal Döpfner kraftvoll mitgestaltet. Das Konzil hat auch ihn erheblich verändert: Er hatte unmittelbar erlebt, welche Frucht ernsthafte, auch streitbare Dialoge und Diskussionen entfalten konnten, welche Veränderung vom Freimut des Redens ausgehen kann, wie wichtig geordnete Regeln für eine solche Beratung sind und dass demokratische Spielregeln ihren hohen Wert haben - ungeachtet der besonderen Struktur kirchlichen Entscheidens.

II. Die Würzburger Synode

1. Die Vorbereitungszeit und wichtige Weichenstellungen

Anders als beim Konzil habe ich als vom Wahlmännergremium in unserer Erzdiözese gewählter Synodale (einer von 5 Laien) Kardinal Julius Döpfner während der Vorbereitungsphase und dann in den Beratungen in der Synodenaula, d.h. im Kirchenschiff des Würzburger Doms, persönlich sehr intensiv aus der Nähe erlebt.

Er brachte seine Konzils-Erfahrung als wichtiger Initiator und Präsident der Würzburger Synode ein. Da habe ich ganz aus der Nähe über Jahre miterlebt, wie er kraftvoll zusammen hielt, was auseinander strebte, in den bewegten 68-Jahren und im Gefolge der Enzyklika „*Humanae Vitae*“. Darüber und über unsere nicht immer konfliktfreien Begegnungen will ich gerne berichten. Und natürlich auch darüber, welche Ziele Kardinal Döpfner verfolgt hat. Denn sein Wirken ist wesentlich mehr als eine wertvolle Erinnerung, nämlich ein bleibender Auftrag in der Gegenwart, in den Worten von Kardinal Döpfner: *„Es geht um nichts Geringeres als darum, den Menschen von heute gerecht zu werden ohne dabei den Herrn zu verraten“.*

Die **Würzburger Synode** sollte nach der „Unruhe“ von 1968, die auch vor der Kirche im Gefolge von „*Humanae vitae*“ nicht Halt gemacht hatte,

zur „Sammlung und Sendung“ beitragen, wie es im Einberufungsschreiben hieß. Nach Art. 1 des Statuts hatte die Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland (so die eigentliche Bezeichnung der „Würzburger Synode“) die Aufgabe, „in ihrem Bereich die Verwirklichung der Beschlüsse des II. Vatikanischen Konzils zu fördern und zur Gestaltung des christlichen Lebens gemäß dem Glauben der Kirche beizutragen.“ Sie sollte also das II. Vatikanische Konzil „eindeutschen“, die Kirche in Deutschland von innen her erneuern, vom Zentrum des Glaubens aus neue Zugangswege zu den Menschen suchen. Als „**Volk Gottes**“ sollten die Gemeinden ermutigt werden, ein noch verbreitetes Versorgungsdenken aufzugeben und ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen. Möglichst viele sollten sich mitverantwortlich fühlen, dazu an ihrem Ort ihren Teil beizutragen. „**Der Lebensraum des Menschen ist der Handlungsraum der Kirche**“, so lautete eine Kernbotschaft der Würzburger Synode.

Aktueller Auslöser der Gemeinsamen Synode waren die Turbulenzen des 82. Katholikentags in Essen vom 4.-8.9.1968, wo ein großes Forum, man glaubt es kaum, den Rücktritt von Papst Paul VI. gefordert hatte wegen der Enzyklika „Humanae Vitae“. Das und die generell unruhig-kritische Stimmung war für viele Bischöfe eine Art Kulturschock. Als einer der ersten hat Kardinal Döpfner erkannt, dass dagegen nur die Zusammenführung (Sammlung, heute würde man dazu „Runder Tisch“ sagen), und ein offenes Ringen um den möglichst gemeinsamen weiteren Weg der Kirche und um ihre Aufgabe in der Gesellschaft helfen könne (Stichwort „Sendung“).

So fielen Initiativen des BDKJ, der CAJ und des Zentralkomitees der deutschen Katholiken für eine Nationalsynode bei Kardinal Döpfner als Vorsitzendem der Deutschen Bischofskonferenz auf fruchtbaren Boden. In unglaublich kurzer Zeit gelang ihm die konkrete Umsetzung. Schon ein halbes Jahr nach dem Essener Katholikentag hatte er im Februar 1969 die Bischofskonferenz für den Wunsch nach einer Synode gewonnen. Nach diversen Vorarbeiten zur Struktur, Thematik und Zusammensetzung einer Gemeinsamen Synode beschloss die Bischofskonferenz auf einer außerordentlichen Vollversammlung in

Königstein/Taunus bereits am 11.11.1969 einstimmig das erarbeitete Statut der Synode. Dieses Statut hatte es in sich.

Es verband in vorbildlicher Weise die besondere Verantwortung der Bischöfe für die Glaubens- und Sittenlehre und für die Balance zwischen Weltkirche und Ortskirche mit einem Maximum an Mitwirkung (d.h. Partizipation) von nicht geweihten Frauen und Männern, gemeinhin Laien genannt, die so ihre Lebens-, Fach- und Glaubenskompetenz einbringen und bei der Beschlussfassung mit gleichem Stimmengewicht mitwirken konnten, sofern die Bischofskonferenz nicht von ihrem auf Glaubenslehre, Sittenlehre oder die Zuständigkeit Roms begrenzten Vetorecht vor der Beschlussfassung unter Angabe von Gründen Gebrauch gemacht hatte. Diese in der Weltkirche wohl einmalige Ausformung war für Kardinal Döpfner eine Grundbedingung einer Synode, die nach dem Konzil stattfand, eine Konsequenz aus der Neuentdeckung der Kompetenz der Laien als vollwertigen Gliedern des Volkes Gottes. (vgl. LG 9-17). Nach dem Konzil war klar, dass Synoden alten Typs nicht mehr der neuen Sicht der Verantwortung aller Getauften und Gefirmten für den Weg der Kirche entsprechen würden. Für Synoden neuen Typs gab es noch keine Regelung. Diese Übergangszeit war also ein Kairos für neue Formen wie die der Würzburger Synode.

Diese Regelung (Art. 13 Statut) zwang jedes Mitglied, verbindlich und ernsthaft in der Aula zu sprechen und entsprechende ausformulierte Anträge zu stellen. Die bischöflichen Mitglieder mussten untereinander jede Vorlage beraten und dann etwaige Bedenken in die Beratung der Synode vor der Abstimmung einbringen und dort öffentlich vertreten. Wollte man nicht das ganze Projekt gefährden, musste jeder und jede um konsensfähige Formulierungen ringen. Denn was nach der 2. Lesung einer Vorlage mit 2/3 Mehrheit beschlossen wurde, war nach der Veröffentlichung in den diözesanen Amtsblättern partikulares deutsches Kirchenrecht mit Bindungswirkung.

Das unterscheidet die Würzburger Synode ganz wesentlich von der Niederländischen Synode und nachsynodalen Diözesansynoden (z.B. in Augsburg), bei denen zwar die Synode Beschlüsse fasste, diese aber an die Adresse der Bischöfe gerichtet waren, die hernach entschieden, was sie akzeptierten und was nicht. Das führte zwar zu mehr Freiheit in der Debatte und Beschlussfassung, aber zu großer Frustration bei

Ablehnung durch den Bischof (zudem nicht selten ohne argumentative Begründung) und belastete das Verhältnis vieler engagierten Katholiken zu ihrem Ortsbischof. Auf die Begeisterung über die große Diskussionsfreiheit und thematische Offenheit während der Arbeit an Papieren folgte in der Regel nach der restriktiven oder ganz ausbleibenden bischöflichen Antwort große Enttäuschung. Ähnliches gilt für viele Pastoral- oder Zukunftsforen in Deutschland. Es ist aus meiner Sicht auch das Risiko des derzeitigen „Dialogprozesses“ zwischen Deutscher Bischofskonferenz und Zentralkomitee der deutschen Katholiken. Dabei ist zu befürchten, dass selbst engagierte Laien mit dicker kirchlicher „Frustrationshaut“ solche Enttäuschungen nicht beliebig oft ertragen.

Diese Gefahr für die Würzburger Synode hat Kardinal Döpfner von Anfang an klar gesehen. Ich zitiere dazu aus seiner Eröffnungsansprache in der konstituierenden Vollversammlung von 1971: *„Die Synode ist eine Kirchenversammlung besonderer Art. In ihr wirken zusammen: die geistgegebene Vollmacht des Amtes und die geistgewirkten verschiedenen Charismen der Vielen. Die Leitungsaufgabe der Bischöfe wird in der Synode keineswegs eingegeben, sie tritt profiliert und deutlich zutage, aber sie vollzieht sich in gemeinsamer Beratung und Beschlussfassung mit den gewählten oder berufenen Repräsentanten des ganzen Gottesvolkes. Das ist gerade kennzeichnend für das Selbstverständnis unserer Synode, dass die bischöfliche Vollmacht sich nicht nach den Beratungen der Synode realisiert, also die vorgelegten Ergebnisse annimmt, verändert oder ablehnt. Vielmehr soll der bischöfliche Leitungsdienst innerhalb der Synode, im Gespräch mit den Synodalen selbst – wenn ich das so sagen darf – wahrgenommen werden. Das gemeinsame Hinhören auf den Auftrag Christi und sein normgebendes Wort, das offene Ringen um gemeinsam angenommene Lösungen wird eine wesentliche Grundhaltung der Synode sein.“* <Ende des Zitats; Unterstreichung v. Verf.>

Dieses Statut widersprach in vielerlei Hinsicht dem damals geltenden Kirchenrecht nach dem Codex von 1917. Insbesondere war ein bei Bischöfen und Klerikern stimmgleiches Beschlussrecht einer Diözesan- oder Nationalsynode nach dem bis 1983 weitergeltenden vorkonziliaren Codex undenkbar. Dieses kirchliche Gesetzbuch erwähnte die Laien nur an einer Stelle, und dort als „subditi“, d.h. Untertanen. Auf diese

Rechtslage verwies der angesehene Münchner Kirchenrechtsprofessor. Aymans sehr kritisch in längeren Auseinandersetzungen mit dem Sekretär der Synode Prälat Forster und dem Rechtsausschuss der Synode. Er hielt die Synode für rechtswidrig, ihre etwaigen Beschlüsse für nichtig. Der Rechtsausschuss und die Vollversammlung verwiesen dem gegenüber auf die päpstliche Approbation des Statuts.

Es ist sehr erstaunlich, dass dieses Statut schon am 14. Februar 1969 von Papst Paul VI. ausdrücklich gebilligt und approbiert worden ist.

Man wird nicht falsch liegen, wenn man davon ausgeht, dass dieser erstaunlich rasche Erfolg auch in der freundschaftlichen Beziehung zwischen dem Papst und Kardinal Döpfner begründet ist, die sich aus der Konzilszeit ergeben hatte.

Aus meiner Sicht liegt in diesem Statut der Schlüssel zum Erfolg der Würzburger Synode. Es wäre wohl ohne die argumentative Stärke, verbunden mit der zupackenden vorwärtsdrängenden Art des Kardinals nicht zu erreichen gewesen, schon gar nicht in so kurzer Zeit. Hier kam eine der Stärken des Kardinals voll zur Geltung: Bei aller Grundsatztreue war er – konziliar gestärkt - offen für Neues. Er verkörperte einen besonderen Bischofstyp : Seiner besonderen Verantwortung und der Autorität seines Amtes war er sich stets bewusst, zugleich aber suchte er den offenen Dialog, sprach selbst offen, manchmal fast grob und verletzend aus, was er dachte, hörte aber mit großer Geduld zu, wenn ihm argumentativ widersprochen wurde. Er war zutiefst durchdrungen von der positiven Dialog-Erfahrung des Konzils.

Er verstand sein Amt als „Brückenbauer“. Döpfner hielt kraftvoll zusammen, was auseinander strebte. Das war in der stürmischen Zeit der „68-er“ ein entscheidender Dienst für die Kirche.

Sonst war Geduld nicht seine Sache. Wenn ihm etwas zu lange dauerte und nicht so recht voranging, konnte er – vorsichtig ausgedrückt – sehr heftig werden.

Ich erinnere mich noch gut an unseren heftigen Zusammenstoß vor und in der ersten Vollversammlung der Synode: Ich erzähle davon, weil er symptomatisch war. Ich hatte vorher auf eigene Faust die Synodalen aus Bayern (einschließlich der Bischöfe) zur Vorbereitung der konstituierenden Sitzung auf den Domberg in Freising eingeladen, um

uns kennenzulernen als „Gegengewicht“ gegen „die Bischöfe“, die sich anders als wir über Diözesangrenzen hinweg gut kannten. Damals dachten viele noch, die Bischöfe seien eine Art Fraktion, die den übrigen Synodalen gegenüberstünde. Tatsächlich waren sie das nicht; sie nahmen ihre im Statut begründete Aufgabe zur Stellungnahme kollegial war, im Plenum diskutierten sie nicht selten kontrovers. Stets bemühten sie sich im Gespräche mit der jeweiligen Sachkommission um Konsensformulierung.

Bei diesem Treffen in Freising sollten Statut, Geschäftsordnung und Thematik erörtern werden. Von den Bischöfen waren nur zwei da, sonst ca. 80 Synodale aus Bayern. Dabei hatten sich einige Anträge zur Änderung von Statut und Geschäftsordnung ergeben. Diese wurden formuliert, unterschrieben und beim Sekretariat eingereicht für die Beratung in der konstituierenden Vollversammlung. Das ärgerte Kardinal Döpfner sehr.

Er rief mich wenige Tage vor der Vollversammlung spät nachts zuhause an, um mir seinen Ärger mitzuteilen. Barsch forderte er, ich solle die Anträge umgehend zurückziehen. Als ich ihm erklärte, dass ich das nicht könne, weil auch etwa 60 andere Synodale Antragsteller seien, und dass ich das auch nicht wolle, weil ich es für wichtig hielt, Regeln zur Konfliktvermeidung und Konfliktlösung zu beschließen, bevor der erste Konflikt ausgebrochen sei, legte er den Hörer grußlos auf. Als ich in der Aula zum Mikrofon ging, um als Antragsteller („Bayerlein und 62 andere“) einen der Anträge näher zu begründen, hatte Kardinal Döpfner als Präsident sein Mikrofon nicht abgestellt. So hallte seine ärgerliche Bemerkung „Was soll dieser Mist schon wieder!“ laut durch den Würzburger Dom. Unser bayerischer Antrag wurde übrigens angenommen.

In der Mittagspause ging ich im Kreuzgang auf den Kardinal zu und stellte ihn zur Rede: „Herr Kardinal, wenn Sie mit ihren Priestern so umgehen sollten, ist das deren und Ihre Sache. Mit mir können Sie das nicht machen. Sie werden mich hier 5 Jahre ertragen müssen, weil Sie mich nur losbringen, wenn Sie mir die kirchlichen Rechte entziehen. Und dafür werden Sie nichts finden.“ Er hörte sich das an. Dabei hatte er beide Daumen in die Kette seines Brustkreuzes eingehakt, wie er das gerne machte. Und dann überraschte er mich sehr. Ich dachte, er werde jetzt gleich explodieren. Das tat er aber nicht. Er seufzte nur und sagte.

„Pfui Teufel, seid´s ihr jungen Leut´ gleich greislich“. (Ich war damals 34 Jahre alt und Erster Staatsanwalt). Dann erklärte er mir, dass er das Schiff der Synode rasch in Fahrt sehen wolle und sich ärgere, wenn es wegen Geschäftsordnungsdebatten erst gar nicht vom Ufer wegkomme. Die Synode solle endlich an die Arbeit gehen. Ich erklärte ihm, dass ich nur meine Erfahrung als Jurist einzubringen versuche, um spätere Aufenthalte in der Arbeit der Synode von Anfang an zu vermeiden. Von da an verstanden wir uns gut. Wie gesagt: Kardinal Döpfner konnte grob sein, aber dann auch zuhören und in einen offenen Dialog eintreten. Mir war das lieber als die übergroße persönliche Freundlichkeit, mit der manche Bischöfe in mancher Situation über meine Ansichten hinwegsehen, hinweghören und hinweggingen. Gerade dieser konstruktive Ausgang eines heftigen Zusammenpralls war für mich Anlass, Gutes und Neues von dieser Synode zu erwarten und selbst Alles für ihr Gelingen zu tun.

Eine weitere wichtige Vorbereitung der Synode war eine umfassende religionssoziologische Umfrage von Schmidtchen und Forster, die der Themenfindung diente und zugleich die Synode ins allgemeine Bewusstsein brachte. 21 Millionen ausgegebene Fragebogen, Rücklauf 4,4 Millionen vom 1.5. bis 30.6.1972. Die äußerst interessanten, veröffentlichten Ergebnisse kann ich hier aus Zeitgründen nicht berichten, obwohl ein Vergleich dieser Ergebnisse mit der heutigen Situation von großem Wert wäre. Nur so viel: Die Frage, worüber bei der kommenden Synode unbedingt gesprochen werden müsste, wurde wie folgt beantwortet: Glaubensnot (57,8 %), Leben des Priesters (54,7 %), Entwicklung und Frieden (53,8 %), Gottesdienst (52,6 %), caritative Aufgaben (51,9 %), Ehe und Familie (49,6 %), Ökumenismus (48,1 %), Verkündigung (41,3 %). Dabei waren Mehrfachnennungen möglich.

2. Die Rolle von Kardinal Döpfner während der Synode.

Mit größter Selbstdisziplin hielt er die Versammlung zusammen mit Geduld, die wie berichtet nicht gerade seine Stärke war. In Vollversammlungsdebatten griff er nur ganz selten ein. Ich erinnere mich an Ausnahmen während der 2. Lesung zur Vorlage „Ehe und Familie“, wo er erkennbar wegen der heißen Eisen Sorge hatte, dass die Vorlage keine 2/3 Mehrheit erreichen könnte, da in der Generaldebatte selbst

Mitglieder der vorlegenden Sachkommission IV um die Ablehnung baten, weil ihnen die von den Bischöfen an vielen Stellen durch Nichtzulassung einzelner Änderungsanträge (weil gegen die Glaubens- und Sittenlehre der Kirche) reduzierten oder „abgehandelte“ Formulierungen schließlich als Eingriff in den Text zu weitgehend waren, d.h. nun zu wenig hilfreiche Aussagen übrig blieben. Das galt vor allem zur Behandlung wiederverheirateter Geschiedener, zur Frage der Empfängnisregelung und zu vorehelicher Sexualität.

In dieser Situation stellte er selbst zwei Änderungsanträge (Nr. 5517 und 5118), und versprach in zwei Interventionen, eine davon unmittelbar vor der Schlussabstimmung, dass die Deutsche Bischofskonferenz mit weiteren deutschsprachigen Bistümern ein Votum an den Papst bezüglich der geschiedenen Wiederverheirateten verfassen werde, zu dem bereits umfangreiche Vorarbeiten geleistet seien. Dabei würden alle Anliegen, die in der Synodendebatte zur Sprache kamen, gewissenhaft berücksichtigt.

Tatsächlich erhielt diese Vorlage in der Schlussabstimmung die knappste Mehrheit: Von 273 abgegebenen Stimmen votierten 183 mit Ja, 78 mit Nein bei 12 Enthaltungen. Damit wurde die erforderliche Mehrheit nur um 1 Stimme übertroffen und die Vorlage zum Beschluss.

Ohne die entschiedene Intervention von Döpfner vor der Schlussabstimmung wäre die Mehrheit nach meiner Überzeugung nicht erreicht worden. Das wäre aus meiner Sicht außerordentlich bedauerlich gewesen. Der beschlossene Text enthält nämlich sehr viele positive Aussagen, hat gute Konsensformulierungen erreicht, etwa zur Sexualität und zur Ehe oder in der damals sehr brisanten Frage der Methode der Empfängnisregelung.

Aus dem versprochenen Votum der Deutschen Bischofskonferenz ist – wohl wegen des allzu frühen Todes von Kardinal Döpfner - nichts geworden. Der vorsichtige Versuch der Bischöfe von Freiburg, Mainz und Rottenburg-Stuttgart, Erzbischof Oskar Saier, Bischof Walter Kasper, Bischof Karl Lehmann, (Kasper und Lehmann waren als Professoren Mitglieder und später Kardinäle) für ihre Bistümer gemeinsam einen Weg aus dem Dilemma zu finden, wurden vom Vorsitzenden der römischen Glaubenskongregation Kard. Ratzinger alsbald mit dem harten Urteil, das widerspreche der Lehre der Kirche,

zurückgepiffen, obwohl dieser Weg theologisch und pastoral gut begründet war.

Jetzt, 2013, verspricht die Bischofskonferenz im Dialogprozess wieder eine Intervention in Rom in dieser viele bedrängenden Frage, d.h. nach fast 40 Jahren hat sich hier nichts bewegt, obwohl die jetzige offizielle Regelung die Kirche kalt und unbarmherzig erscheinen lässt und Priester in innere Bedrängnis bringt, die aus seelsorgerlichen Gründen dagegen verstoßen.

Mir kommt das so vor wie ein schlechter Film, in dem die Darsteller in einer Autoattrappe sitzen und dahinter die Landschaft vorbeigezogen wird, damit der Zuschauer den Eindruck gewinnt, das Fahrzeug würde sich bewegen.

Für Kardinal Döpfner war so ein Votum der Bischofskonferenz ein großes pastorales Anliegen: Eine solche Bewegung zu den Menschen hin, die in ihrer Ehe gescheitert sind und jetzt gegenüber dem neuen Partner ebenfalls wieder sittliche Pflichten haben, ihn insbesondere nicht einfach verlassen dürfen, zumal dann, wenn gemeinsame Kinder aus dieser neuen Ehe hervorgegangen sind. Natürlich muss man dabei aufpassen, die Unauflöslichkeit der Ehe nicht zu beschädigen. Die Synode hat Wege aufgezeigt, wie es möglich wäre, den betroffenen Menschen nicht die Tür zur Eucharistie zuzuschlagen, oft verbunden mit wohlfeilen pastoralen Sprüchen, wie sehr die Kirche sie dennoch schätze und liebe, sozusagen ein harter Brocken, übergossen mit „pastoraler Soße“. Ich meine: Kann es denn wirklich das letzte Wort der Kirche sein, gerade die Menschen – und seien sie Sünder – auf Dauer vom Herrn fern zu halten, der gerade die „mühselig Beladenen“ zu seinem Mahl eingeladen hat?

Ich meine, dieses Anliegen des Kardinals und das Vermächtnis seines engagierten Versprechens, ein wichtiges pastorales Anliegen mit seinen Bischofskollegen voranzubringen, sollte endlich nicht nur immer wieder geprüft und überlegt, sondern endlich in die Tat umgesetzt werden.

Das grundsätzliche Schweigen des Kardinals während der Sachdebatten in der Vollversammlung darf nicht als Gleichgültigkeit gedeutet werden. Im Gegenteil: Sein intensives Zuhören war ein Zeichen großer Wertschätzung für die Synodalen, die sich an der Diskussion beteiligten.

Kardinal Döpfner hat vor allem in seinen Eröffnungsansprachen die Lage der Kirche und der Gesellschaft präzise und anschaulich analysiert und in seinen Predigten immer wieder auf den Charakter der Synode als geistliches Ereignis hingewiesen.

Ich muss gestehen: Ich tat mich zuerst schwer damit, im Dom bei anwesendem Allerheiligsten im zentral neben dem Ambo angeordneten Tabernakel zu debattieren wie in einem Parlament. Ich dachte anfangs, das privilegiere die Bischöfe und Priester, die das Predigen in Sakralräumen gewohnt sind. Aber bald hatte ich verstanden, dass die zentrale Anwesenheit des Herrn in der Synodenaula ein heilsamer Ansporn zum Engagement für seine Kirche und zugleich eine permanente Aufforderung zum Frieden, zum Ausgleich und zur Mäßigung war.

Kardinal Döpfner pflegte auf Pressekonferenzen und unzähligen Interviews einen guten Kontakt zur medialen Öffentlichkeit. Er war ungewöhnlich medienerfahren und ein gesuchter Gesprächspartner. Er hat viel dazu beigetragen, dass die Synode überwiegend von den Medien wohlwollend und sachlich begleitet worden ist.

Die Synodalen ermutigte er immer wieder und motivierte sie, trotz des hohen Arbeits- und Zeitaufwands bei der Erarbeitung von beschlussreifen Vorlagen unverdrossen weiterzuarbeiten. Es gab ja dazu keine Vortexte, die Kommissionen mussten den Text selbst thematisch durchdiskutieren und sich auf Formulierungen einigen. So erforderte die Arbeit in der Sachkommission einen wesentlich höheren Aufwand als die Beratungen in der Vollversammlung. Viele Synodale mussten diese Arbeit ehrenamtlich neben ihrem eigentlichen Beruf leisten. Manche Frustration war zu verkraften, wenn die eigene Überzeugung, was für die Kirche und die Menschen das Beste sei keine Mehrheit fand.

Das galt besonders in der Phase der Themenkonzentration gegen Ende der Synode, weil mit viel Aufwand und Geist bereits Teile von Vorlagen erarbeitet waren, die dann der notwendigen Themenkonzentration zum Opfer fielen. Dass diese Konzentration dennoch friedlich verlief, ist vor allem dem damaligen Professor und späteren Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz und Kardinal Karl Lehmann zu danken, der unermüdlich von Sachkommission zu Sachkommission reiste und

um Verständnis warb. Er wurde deshalb oft der „Kissinger der Gemeinsamen Synode“ genannt.

Bei den Beratungen in den Sachkommissionen war oft nicht zu sehen, wie die Einzelteile zu den anderen passen sollten, etwa wenn in mindestens drei Sachkommissionen fast gleichzeitig um den „richtigen“ Gemeindebegriff gerungen wurde. Zu dieser Schwierigkeit sagte Döpfner in seiner Eröffnungsrede der 3. Vollversammlung <ich zitiere>: *„Unsere Arbeit in der Synode, in den Sachkommissionen, der Vollversammlung, ist oft wie Werkstattarbeit. Da liegen einzelne Arbeitsstücke, an denen gerade gebastelt wird, scheinbar ungeordnet nebeneinander. Da ist Lärm und Staub. Das muss so sein, denn ohne Werktag gedeiht kein Werk. Aber man kann dabei müde und verdrossen werden, weil sich das Ganze nicht gleich zeigt. ... Soeben haben wir die Arbeit unserer Synode in einem anderen Licht erlebt. Vertreter der einzelnen Sachkommissionen versuchten, ihre Arbeit von einem Schriftwort her zu beleuchten... Da wurde jene Mitte erfahren, auf die all unser Mühen hinzielt. Da fiel ein Sonnenstrahl in unsere Werkstatt, und der Werkplan kam in den Blick, und es wurde – bescheidener gesagt – wieder ein Impuls, ein Antrieb spürbar: unser gläubiges Ja zu Christus, der Auftrag, der uns vom Herrn gegeben bist, sein Dienst, den wir weiterzuführen haben. Es tut uns not, dass wir uns immer wieder einmal, zumal am Beginn einer Vollversammlung dieser Mitte inne werden“* <Ende des Zitats>

Ein andermal verwendete Kardinal Döpfner ein Bild der Seefahrt als Ermutigung. Er sagte sinngemäß, auf einer Werft gehe es lebhaft zu; dort werde geschmiedet, gehämmert und geschweißt; da fliegen die Funken und es kann sehr laut und unübersichtlich werden. Aber das Schiff Kirche liege in unserer Werft nicht zum Abwracken, sondern zur Erneuerung, um seine Seetüchtigkeit zu verbessern. Im Verlauf unserer Beratungen werde das gewiss immer sichtbarer werden.

Er machte sich für den Freimut der Rede in der Aula stark, was er schon in der Eröffnungsrede betonte. Dabei war seine Interpretation der Worte „gemäß dem Glauben der Kirche“ in Art. 1 des Statuts aufschlussreich. <Ich zitiere> *„Die Liebe zur Kirche braucht und darf keine blinde Liebe sein. Sie muss gerade auf einer Synode die Fehler, die Schwächen, die Unzulänglichkeiten sehen und – wie es in der wahren menschlichen*

Liebe geschieht – aus der Gemeinschaft der Kirche, so wie sie ist, die verwandelnde, erneuernde Kraft finden, nicht in großen Worten, sondern in der gemeinsam gefundenen Erkenntnis des Dienstes, der uns alle verpflichtet und der hier und heute zu leisten ist.“

Und weiter: <Ich zitiere> „In diesem „gemäß dem Glauben der Kirche“ liegt auch eine Rückbindung an den Glauben, wie er sich formuliert und satzhaft in der Lehre der Kirche ausspricht. ... Dabei wird sich die Synode durchaus bewusst sein müssen, dass diese Offenbarungswahrheit nicht schlechthin fertig und jederzeit zugänglich vorliegt, dass auch Schriftaussagen und Lehren der Kirche überprüft werden müssen, inwieweit sie Offenbarungsinhalte bringen oder zeit- und weltbedingte Aussagen machen. So wird der Synode echtes Ringen, harte Auseinandersetzungen in dieser Grundfrage nach der Wahrheit in Christus nicht erspart bleiben.“ <Ende des Zitats.>

Diese Interpretation bestärkte die Synode in dem Bemühen, in Streitfragen um die Wahrheit und die der Botschaft Jesu am besten entsprechende Problemlösung ernsthaft und nachhaltig zu ringen und möglichst eine „Bandbreite des Katholischen“ zu finden und nicht bei einem unverrückbar betonierten „Punktkatholizismus“ stehen zu bleiben. Das ist in vielen Problemfeldern nach meiner Überzeugung gut gelungen, in manchen weniger, wenn sich Ängstlichkeit durchgesetzt hat.

Insgesamt ging es Kardinal Döpfner um die Umsetzung der Konzilsbeschlüsse in unsere deutsche Wirklichkeit. Dazu könnte ich konkrete Beispiele benennen. Stattdessen will ich Schwerpunkte hier nur als Stichworte aufzählen:

Aufwertung der Mitverantwortung der Laien durch mehr Mitsprache.

Beherrzte Beiträge zur Entwicklung der Gesellschaft ganz im Sinne von GAUDIUM et SPES.

Vertiefung des Glaubens durch Verkündigung und Erneuerung der Liturgie.

Ökumenischer Fortschritt durch verbesserte Kenntnis voneinander; dem diente auch die Anwesenheit ökumenischer Gäste, von denen

Landesbischof Harms bei der konstituierenden Versammlung eine eindrucksvolle Rede hielt.

Verbesserter Rechtsschutz in der Kirche. Döpfner hatte der römischen Arbeitsgruppe der Bischofssynode angehört, die dies gefordert hatte. Ohne diesen Hintergrund wäre die Vorlage „Kirchliche Schieds- und Verwaltungsgerichtsordnung (KVGO)“ wohl nicht auf die Tagesordnung der Synode gekommen, wo sie schließlich mit überwältigender Mehrheit als Votum an den Papst beschlossen wurde. Sie ist allerdings leider bis heute nicht realisiert.

3. Nach der letzten Sitzung der Synode im November 1975.

Die letzte Arbeitssitzung der Synode stand unter dem Motto: Die Synode endet, die Synode beginnt. Es war das erklärte Ziel Döpfners, den synodalen Vorgang im Großen zu beenden, aber auf den unteren Ebenen sollte er weitergehen. Schon während der Synode hatte er immer wieder für die Verbindung zu diesen Ebenen gessorgt. Durch Einrichtung von Synodenbüros in den Bistümern, durch Einladung der Diözesanratsvorsitzenden in die Synodenvollversammlung usw. Er wollte die Impulse der Synode in den Bistumsleitungen und in den Gemeinden weiter wirken lassen.

Dabei ging es ihm nicht nur um die Beschlüsse der Synode, sondern auch um die Weiterführung des Lernprozesses und des Stils bei innerkirchlichen Auseinandersetzungen und bei der Problembewältigung

Lassen Sie mich aus der eindrucksvollen, mit langanhaltenden stehendem Beifall bedachten Schlussansprache von Kardinal Döpfner vom 22.11.1975 einige Sätze zu diesem Lernprozess zitieren: *„Wir haben gelernt, miteinander zu streiten, ohne sich zu zerstreiten ... Wir wurden zu einem Prozess gezwungen, dem wir einen neuen Stil des Miteinanderredens und Miteinanderumgehens zwischen Bischöfen, Priestern und Laien verdanken. Den möchten wir nicht mehr missen. ...Die Spannung zwischen bischöflichem Leitungsamt und Dienst der Laien und Priester – in je eigenem Auftrag – darf nicht aufgelöst werden, da sie für das Leben der Kirche entscheidend ist. Hier haben wir einen Lernprozess durchgemacht, von dem das Gelingen der Synode abhing.*

Die Aufgabe bleibt, diese Gemeinsamkeit weiterhin zu praktizieren. Uns Bischöfen aber gibt diese Erfahrung der Gemeinsamkeit den Mut und die Verpflichtung, Wege zu solcher Solidarität auch weiterhin zu suchen und zu ebnen. „. eine wesentliche Erfahrung: dass wir trotz unserer unterschiedlichen Meinungen einen Kernbestand grundlegender Überzeugungen des Glaubens haben, den man zusammen formulieren kann“.

Nach meinem Eindruck sind wir in Deutschland wie in der Kirche überhaupt deutlich dahinter zurückgefallen. Aber ganz verdrängt haben wir Älteren die Erfahrung der Synode nicht, dass Kirche und Mitwirkung der Laien auch so sein können, dass Dialog Frucht bringen kann, dass Einigung im Ringen herauskommen kann oder zumindest Verständnis für die Überzeugung anderer, die man nicht teilen kann. So ist die Synode nicht nur eine schöne Erinnerung, sondern ein Grund zur Hoffnung in der Gegenwart.

Der frühe und plötzliche Tod von Kardinal Julius Döpfner am 24.7.1976, der sich noch zwei Tage vorher über den offiziellen Berichtsband der Synodenbeschlüsse berichten ließ, hat so manche Entwicklung jäh abgebrochen, die von der Synode angestoßen worden war.

Kardinal Julius Döpfner war in Deutschland und weit darüber hinaus einer der kraftvollsten, ideenreichsten und führungsstärksten Bischöfe des 20. Jahrhunderts. Er macht jedes Etikett unmöglich, denn er war konservativ und progressiv zugleich, weltzugewandt, ein Freund der Menschen, vor allem solcher, die in Nöten lebten, und ein Freund von Christus, im guten Sinne fromm und von großer spiritueller Tiefe. Auch heute noch kann ich nicht begreifen, dass Gott ihn so schnell und so plötzlich zu sich geholt hat. Ich muss es einfach hinnehmen. Seit ich hier in diesem Raum das eindrucksvolle Referat von Dr. Hartl über den Wahlspruch Döpfners „Wir predigen Christus den Gekreuzigten“ mit den vielen Kreuzwegstationen gehört habe, denke ich, Gott wollte Kardinal Julius Döpfner das Kreuz abnehmen nach dem Motto „Es ist genug“. So ähnlich hat es auch Kardinal Volk bei seiner Trauerpredigt im Münchner Dom ausgedrückt: Wir denken, wir hätten ihn noch so notwendig gebraucht. Aber Gott hat gesagt: „Es ist genug“.

Heiligsprechen wird man Kardinal Döpfner wohl nicht so schnell. Dazu war er zu kantig in seinem Wesen und wohl oft zu offen und deutlich in Rom. In meinen Augen war er aber gerade deshalb so glaubwürdig, weil er authentisch war als Christ und als Bischof.

Meine Begegnungen mit ihm sind für mich lebens- und glaubensprägend geworden. Dafür bin ich ihm auch heute noch dankbar.